

Nr. 278. Bromberg, den 29. November 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Beru.

Hans Römer geht auf und ab im Zimmer. Spricht, ohne Gerda anzusehen:

„Passen Sie auf, Kind. Ich kenne einen Graphologen. Ein fabelhafter kleiner Mann ... für den ist die Seele eines Menschen — auch wenn er ihn nicht kennt — ein aufgeschlagenes Buch — wenn er nur die Schrift sieht! Der zieht da Sachen aus dem Unterbewußtsein ... na ja, das verstehen Sie nicht, aber jedenfalls ... wenn der Mann meines Vaters Schrift sieht, dann weiß er, was los ist! Er hat mal angefangen, mir eine Analyse zu machen von einer verstellten Schrift ... ich dachte damals, es wäre die von Becker, aber jetzt scheint mir, es ist die von ... Also jedenfalls, er sprach von der Doppelnatur des Schreibers, und ... Ja und nun meine ich, Kind, wenn er jetzt meines Vaters unverstellte Handschrift zu Gesicht bekommt, wenn er sie analysiert, und dann die beiden Urteile — das damals mir abgegebene — und das jetzt, ganz davon unbeeinflußte, Ihnen zu gebende — miteinander übereinstimmen, dann ... Dann ist es sehr ernst! Aber — dann wissen wir wenigstens, woran wir sind, und können ihn und uns schützen."

„Ich bekomme die Schriftanalyse, verlassen Sie sich darauf!" sagt Gerda. „Wie komme ich an den Herrn heran?"

Hans Römer tritt wieder ans Fenster:

„Mein Wagen steht noch da, Gerda. Sie werden einsteigen und werden — doch nein ... Sie werden zunächst mal ein hübsches, modernes Sommerkleid meiner Schwester anziehen ... was für den Spätnachmittag, und einen Hut aufsetzen, der dazu paßt ... auch ... ja, Ihre Absätze sind schief, das geht nicht ... also auch Schuhe, wenn die Größe die gleiche ist. Die Zofe wird Ihnen alles 'raussuchen und Ihnen beim Ankleiden helfen. Dann werden sie diesen alten Brief meines Vaters nehmen und ins Romanische Café fahren. Verstehen Sie? ... Dort fragen Sie am Büfett nach dem kleinen Professor mit dem weißen Spitzbart, setzen sich mit Ihrem freundlichen Gesicht an den Tisch dieses Herrn und fangen ein Gespräch mit ihm an. Das heißt — das brauchen Sie nicht, das wird er schon selbst tun! ... Und wenn er dann von Graphologie anfängt, werden Sie allerlei dumme oder kluge Fragen stellen — das überlasse ich Ihnen. Dann ziehen Sie wie zufällig den inhaltlich übrigens vollkommen belanglosen Brief meines Vaters aus der Tasche und bitten um ein Gutachten. Er kann ruhig merken, daß es Ihnen sehr am Herzen liegt — mag er glauben, was er will. Und — haben Sie einen Bleistift? Vor allem: Sie schreiben alles mit, was er Ihnen sagt! Alles. Jedes Wort. Und wenn's Ihnen noch so verrückt erscheint! ... Aber zunächst bestellen Sie ihm was zu essen, etwas Ausgiebiges."

„Ich ... ich einem Herrn etwas zu essen bestellen?"

„Ja, das können Sie. Und damit es ihm natürlich scheint, müssen Sie sehr sicher auftreten. Aber sorgen Sie dafür, daß er ißt, bevor er sein Gutachten abgibt. Sonst macht er wieder schlapp, wie das letztemal. Also — verstanden? Und vor allem: einverstanden?"

Gerda steht auf: Sie können sich auf mich verlassen."

Hans Römer deckt die Hand über die Augen: „Ich mache mir große Sorge um meinen Vater ... Ich glaube, Mutter hat recht mit ihrer Angst! ... Man muß sich als Mann auch einmal von dem Instinkt einer Frau steuern lassen."

Gerda sagt: „Wenn Sie dem Mädchen klingeln wollen?"

Sie folgt der Zofe in das obere Stockwerk.

Sie steht in Else Römers großem, hellem Zimmer mit den Schleiflackmöbeln, vor dem eingebauten Schrank mit den verschiebbaren Glastüren, und starrt auf die duftigen gelben, roten, grünen Modelle, auf die Glasbatistwesten, die Kleider aus Krepp und Leinenpikee, aus Shantung und Tussor.

„Das gnädige Fräulein hat natürlich viel mitgenommen", sagt die Zofe entschuldigend und weist auf mehrere leere Bügel.

„Es genügt", antwortet Gerda kühl, um ihre Verblüffung über eine solche Auswahl in einem „Privat"-Schrank zu verbergen.

Sie kommt sich vor wie in einem Kaufhaus, wo sie sich Frühling und Herbst je ein neues Kleidchen kauft und vor dem Spiegel dreht und wendet, während die Mutter mit Nicken und Händespiel ihre Meinung kundgibt. Diesmal ist sie allein auf ihren eigenen Geschmack angewiesen.

Die Zofe, die nicht weiß, zu was sie raten soll, da sie nicht begreift, warum die Sachen des verreisten gnädigen Fräuleins an eine Fremde verliehen werden, hakt wortlos einen Bügel nach dem andern aus dem Schrank.

Beinahe vergißt Gerda, um was es sich handelt bei dieser „Maskerade". Sie ist nur — Frau in diesem Augenblick. Der Gedanke, gleich in eine der Toiletten zu schlüpfen, hat prickelnden Reiz. Ihre Wangen glühen.

Die Zofe hilft ihr den Kittel abstreifen. Zieht ihr seidene Strümpfe über die Füße, wirft ihr das Kleid über die Schulter.

Gerda ist noch nie bedient worden. Es ist sehr schwer, sich bedienen zu lassen. Am liebsten würde sie nach jedem Handgriff sagen: „Ich danke." Aber sie fühlt, daß man das nicht tut.

Dann steht sie angekleidet vor dem Spiegel. Sie wird blutrot. Das soll sie sein ...? Sie — Gerda Manz? ... Sie ist beglückt über ihre eigene Schönheit, daß sie sich fragend an die Zofe wendet:

„Fein seh ich aus, nicht?"

Die nickt: „Tja, wenn man achtzehn ist ..." — sie ist schon dreißig.

Gerda denkt an Alfred Becker. Denkt an die Versprechen, die er ihr in der Weinstube gemacht ... Zur reichen Frau hatte er sie machen wollen, mit vielen Toiletten und einer eigenen Zofe und einem eigenen Auto! ... Ja, es mußte wohl sehr schön sein, eine reiche Frau zu sein! Aber richtig schön war es wohl erst, wenn es ganz selbstverständlich war! Aber — ob man sich da nicht vor den anderen schämte, denen es schlechter ging? ...

Die Zofe reicht ihr Handschuhe, rote Juchtentasche, Spitzentaschentuch, rückt ihr die Parfümflaschen zur Hand.

Ein leiser Duft von „Nuit d'amour" geht von Gerda aus, als sie sich zur Tür wendet und hinabsteigt.

Der breite, in die Treppenwand eingelassene Spiegel wirft ihr das eigene Bild zurück.

Bewundernd schreitet sie sich entgegen: die lange Nachmittagstoilette aus schwarzem Mousseline de soie mit den breiten blutroten Blenden schmiegt sich eng an ihren zarten, biegsamen Körper. Die kurzen Ärmelchen mit Volant-Garnierung heben die Tönung ihrer festen jungen Arme. Das blonde Haar quillt unter dem schwarzen Strohhut hervor, von dem ihr eine lange schwarze Straußenfeder — das Ohr deckend — in den Nacken fällt.

Noch ehe sie die Tür zur Bibliothek aufstößt, hat sie die bis beinahe zum Ellbogen reichenden schwarzen Wildlederhandschuhe übergestreift.

Es hat etwas ungemein Beglückendes für sie, so wie sie jetzt aussieht, vor Hans Römer zu erscheinen.

Aber seine Augen gleiten nur sachlich über ihre Gestalt:

„Sie sehen anständig aus. Wenn Sie fertig sind, lassen Sie sich vom Romanischen Café nach Hause fahren. Wenn's Ihnen Spaß macht, können Sie sich noch im Tiergarten herumfahren lassen. Ihren Bericht erwarte ich dann morgen früh gleich im Bureau. Heute abend bin ich besetzt."

Er nimmt die Juchtentasche aus Gerdas Händen, öffnet sie: „Passen Sie auf! Hier kommt der Brief meines Vaters 'rein. Hier ein Umschlag mit einem Honorar von hundert Mark. Den geben Sie dem kleinen Herrn, wenn Sie sich verabschieden. Und hier Spesengeld für Sie, für heute und die nächsten Tage. Denn ich werde Sie sicher noch brauchen."

Sie erfaßt mit einem Blick, daß es drei Hundertmarkscheine sind, die er gefaltet in ihre Tasche gleiten läßt.

Ihre Freude ist dahin.

Er reicht ihr die Hand: „Machen Sie's gut und halten Sie die Augen offen — es kann sein, daß Beckers Abreise aus Berlin nur vorgetäuscht ist!"

„Ja."

Sie steigt die Treppe hinunter. Sie schreitet durch den Garten. Nicht wie ein Mannequin, der sich in fremden Fetzen wiegt — wie eine große Dame in einer Toilette, die ihr längst zum Überdruß geworden ist.

Sie besteigt, den Chauffeur übersehend, mit ruhiger Sicherheit den blauen Wagen, läßt sich in die Polster zurückfallen und gibt mit dem Kopf das Zeichen zum Anfahren.

Sie weiß nicht, daß Hans Römer, der tiefernst auf die Terrasse herausgetreten ist, ihr jetzt mit einem Lächeln nachblickt, das sie nicht entziffern könnte, selbst wenn sie es sähe.

Der Römersche Wagen hält vor dem Romanischen Café. Gerda Manz steigt aus.

„Warten!"

Der Chauffeur verbeißt sich ein Lächeln: die Kleine machte sich!

Am Büfett fragt sie nach dem „Herrn Professor!"

Der Geschäftsführer tritt hinzu:

„Augenblick, gnädige Frau ... werde sofort nachsehen lassen."

Der Ober geht über die Terrasse, kommt zurück:

„Nicht da, der Herr ... schon ein paar Tage nicht. Vielleicht kommt er noch, gnädige Frau! Wenn die Dame inzwischen Platz nehmen will ...?"

Gerda setzt sich auf die Terrasse nahe der Brüstung.

Zwei junge Frauen, eine blonde und eine brünette, mit starkknochigen Gesichtern, breiten Gebissen und vielen falschen Ringen an den ausgearbeiteten Händen, und neben ihnen ein Herr mit einem Abzeichen im Knopfloch, rücken zusammen, um Gerda Platz zu machen, ohne sich in der Unterhaltung unterbrechen zu lassen.

„Na, denn sieh mal zu, Roberto, wie du uns jetzt durchbringst ...", sagt die Blonde mißmutig. „Warst ja so begeistert von der Parenna! ... Jeder lumpige Agent hat früher aus einer Saison mehr für uns herausgeholt!"

Der Herr zieht eine Zeitschrift aus der Tasche, blättert, sagt ärgerlich:

„Das Artistentum hat sich eben überlebt! Heutzutage, wo jeder Schupo die wildesten Akrobatenkunststücke macht, kräht kein Hahn mehr nach unsereinem ... Ziehen, Geldbringen tut heutzutage nur noch Komik! Nur!"

„Klar! Wenn das Leben so belämmert ist", gähnt die Brünette. „Übrigens Quatsch — jede Komik zieht auch nicht. Wer macht da auch nur die ganz großen Gagen? ... Immer nur Grock! Und immer wieder Grock! Mit seiner Liliputgeige und seinem grinsenden Wa-rum? ..."

„Und hier! Der!" Roberto schlägt mit der flachen Hand auf das illustrierte Blatt. Der! ... Heute noch nicht! Aber eines Tages sicher!"

Die Brünette läßt den Stift sinken, mit dem sie sich die Lippen malen wollte:

„Waaas? ... Na, da spuck ich Bogen! Der Henri René?! In einer Illustrierten?! ... Wie kommt denn der da rein?"

„Jedenfalls gegen seinen Willen. Unsereiner, der sich darum reißen würde ..."

„'ne internationale Größe ist er deshalb noch lange nicht", sagt die Blonde. „Trotz seiner Erfolge! Überhaupt noch keine Größe ... Nur eben fabelhaft gut!"

„Ich halte ihn für den kommenden Groteskclown unserer Tage. Wenn dem einer die Reklametrommel rührt, na! ... Ich wollte ihn ja überhaupt mit übernehmen ... ihn managen! ..."

Die zwei Frauen lachen: „Ausgerechnet du! Verstehst ja nicht mal, uns an irgend einem Varieté anzubringen!"

„Eine große geteilte Doppel-Nummer: Henri René und die Roberto-Truppe — das wär' schon was gewesen!"

„Was hat er denn gesagt auf deinen Vorschlag?"

„Was soll er denn gesagt haben? Gar nichts hat er gesagt. Ich bin gar nicht dazu gekommen, ihn zu fragen! Er spielt doch heute schon „Kanone"! „Star" ... was weiß ich. Läßt sich in gar kein Gespräch ein nach der Arbeit! ... Ist schon 'ne Gnade, die er der Direktion erweist, wenn er vormittags zur Probe kommt! ..."

„Aber gewissenhaft ist er", verteidigt ihn die Brünette. „Schminkt sich sogar für die Proben!"

„Daß der bei seinem Können überhaupt mit so einer Wandertruppe mitzieht! Unbegreiflich! ..."

„Erlaube mal ... wir waren doch auch dabei!"

„Ja, mal! Und vierzehn Tage! Weil wir gerade nichts Besseres hatten und in der Gegend waren. Der soll aber doch noch für weitere Wochen abgeschlossen haben."

„Will sich vielleicht die Welt ansehn ..."

„Möglich. Er hat 'n richtiges Lausbubengesicht mit seiner weißgeklexten Fratze!"

„Jedenfalls sage ich euch, Kinder: über den wird die Welt einmal staunen. Der wird Tagesgespräch! Das fühl ich! Das hab ich in den Fingerspitzen! ..."

Komischer Beruf das, denkt Gerda. Was es so alles gibt ...?!

Der Ober tritt an den Tisch:

„Ich glaube, gnädige Frau, der Professor kommt heute nicht mehr. Aber wenn mit der Adresse des Herrn gedient ist ... unser Zigarettenverkäufer kennt sie!"

„Ja bitte!"

Gerda Manz kauft Zigaretten. Die teuersten. Sie meint das dem reichlichen Spesengeld schuldig zu sein.

„Er wohnt im gleichen Hause vorn, wo ich im Hinterhaus ein Zimmer habe, gnädige Frau. Er lebt allein, in 'ner Zweizimmer-Wohnung, noch von der Zeit her, da 's ihm gut ging ... Jetzt geht's ihm bescheiden", sagte der Zigarettenverkäufer und streicht erstaunt das überreiche Trinkgeld ein.

(Fortsetzung folgt.)

Wassernot.

Eine schweizerische Geschichte von Gust..v Renker.

Hoch oben auf der Sonnrüti steht ein weißes Kreuz. Es leuchtet ins Tal hinab, hinüber zu den Kalkfelsen der Grönfluh und weit hinaus ins Entlebuch, ja bis zum strengen Felsenantlitz des Pilatus.

Die Sonnrüti ist ein Höhenzug über dem in Nagelfluhgestein eingeschnittenen Tal der Wissemme. Es sind dort Weiden mit braunen Hütten und breiten Gehöften. Unmittelbar unter dem Kreuz jedoch, wie mit einem Messer von den Grasmatten abgeschnitten, sinkt zerrissenes, zerfurchtes Gelände steil in die Tiefe. Schütteres Gras und vereinzelte magere Stauden wachsen darauf, überall kommt eine rötliche lehmige Erde zum Vorschein, grobe Steine, Geröll und weiter unten hie und da ein bleicher, morscher Balken. Ungefähr dreihundert Meter lang und achtzig Meter breit reicht das wüste Gelände in die Tiefe, um dann neuerdings freundlichem Graswuchs und geringerer Neigung Platz zu machen.

Die Stauden werden immer größer, von Jahr zu Jahr, und die Inschrift am Kreuz verwischen allmählich Regen, Frost und Sturm. Aber noch kann man lesen: eine Jahreszahl und einen Tag, darunter sechs Namen: Jakob B..lzli und dessen Ehefrau Anna, der Kinder vier namens Maria, Heinrich, Hanni und Franz. Gestorben am . . .

Zutiefst an der Tafel jedoch steht noch ein Name: Christian Balzli, starb am gleichen Tag und lebte doch noch fünf Jahre und zwei Monde . . .

Die Stauden mögen noch so hoch werden, die Inschrift mag noch unleserlicher werden und das Gras noch mehr wuchern, um das letzte, noch sichtbare Geröll zu überdecken — für weite Geschlechter hinaus wird als Sage weiterleben der Bruderzwist und die Wassernot auf der Sonnrüti.

*

Als Christian Balzli zu dem Hof emporstieg, der Schönbühl hieß, preßte ihm alter dumpfer Haß den Schädel zusammen. Er vermeinte, daß der Haß dem Bruder gelte, doch war es nur ein Widerschein der Selbstvorwürfe, die er in sich trug. Er sah diesmal das Haus nicht wie sonst, wenn es stolz — hochfahrend nannte er es — am Rande der Sonnrüti stand, als ob die Schönbühlers, deren Schreibname Balzli war, Herren und Herrscher der ganzen Landschaft seien. In dicken, gleichmäßigen Strähnen fiel der Regen nieder, und großes Rauschen war überall. Eine graue Wand stand vor den Augen des Christian Balzli und eine flammendrote vor seiner Seele.

Er keuchte mehr, als ihm der Weg Atemnot anzwingen mußte. Als Bub war er hier täglich gegangen, zur Schule tief unten im Dorfe und wieder herauf. Als Mann war er den Pfad selten geschritten und war fremd geworden. Er sah den großen Findlingsblock, unter dem sie im Herbst das Hirtenfeuer angezündet, er sah die uralte Fichte, in deren Wipfel sie einmal ein Eichhörnchennest mit vier Jungen erbeutet hatten, er sah viele Plätze, die Sinnbild seiner Jugend waren, und trug doch keine Weichheit der Erinnerungen mit sich, sondern nur die versteinte Gegnerschaft vieler verlorener Jahre.

Das Haus wuchs aus den Regenschleiern, langsam und stückweise, wie Gottes Erde aus den Urnebeln gewachsen sein mochte. Christian betrat polternd den Laubengang, riß die Tür auf und warf Hut und Regenmantel auf eine hölzerne Truhe des Vorraumes. Dem Haushund, der ihn mißtrauisch beschnupperte, gab er einen Tritt. Ohne anzuklopfen, öffnete er die Tür zur Küche; es brannte schon die Lampe, und um den Tisch saß die Brudersfamilie beim Nachtessen.

Jakob Balzli sah den wilden nassen Mann, dem das Haar tief in die Stirne hing und dessen Gesicht gerötet war. Er schob den Teller von sich und machte eine Bewegung, als ob er sich erheben wollte. „Oh, der Bruder Christian, ein seltsamer Gast". Es war Freude in der Überraschung.

„Und so naß. Bei dem Hudelwetter", setzte die Schwägerin dazu. Sie erhob sich und holt eilends Teller und Besteck. „Man hätte es wissen sollen und statt Rösti und Kä. . ."

„Hunger hab ich nicht", sagte Christian mit geringschätzigem Blick auf die Schüssel. Er setzte sich an das Ende der ..enbank und zündete einen Stumpen an

„Aber Durst. Geh, Hanni, vom Roten ist noch etwas im Schrank", meinte der Jakob. Und zum Christian gewandt: „Wirst Besseres gewöhnt sein in der Stadt."

Christe hätte auch da gerne nein gesagt, aber er trank mehr als er aß, und verschmähte sogar hier ein Glas Wein nicht.

Sogar hier im Elternhaus, das er verloren hatte.

Vom Wetter sprach der Jakob und daß drüben im Dürrgraben schon Erdschlipfe niedergegangen seien. Ob der Christe wisse, was der Wettermann in der Zeitung zu Mittag prophezeit habe?

Christe zuckte mit den Achseln. Ihm sei es gleich, ob es regne oder schön sei. In der Stadt mache das nicht viel aus und bei seinem Gewerbe schon gar nicht. Er war Schreinergeselle.

„Du hast eben vergessen, was das Wetter für den Bauernmensch ist", sagte Jakob mit leisem Vorwurf.

„Bin ja keiner. Du sitzt da breit und fett auf dem Hof, und ich bin Arbeiter in der Stadt."

Jakob schob wieder den Teller zurück, diesmal endgültig. „Bist du deshalb heraufgekommen, daß du wieder mit den alten Sachen anhebst?" fragte er sanft, und auch Weh war in seiner Stimme.

Christian schüttelte den zottigen Kopf. „Alte Sachen, die immer neu sind. Aber heute mach' ich Schluß." Er legte knallend die Faust auf den Tisch. „Ich will mein Geld."

Die Bäuerin machte eine Bewegung, als werfe sie Saat aus oder als wolle sie etwas zusammenfassen, um es zu bergen. Sie stand auf, und die Kinder gingen mit ihr. Als sie die Tür öffnete, fauchte ein Windstoß herein, und stärker als zuvor hörte man das Trommeln des Regens.

„Dein Geld, dein Geld", sagte Jakob ratlos.

„Hab' ich schon aus dem Elternhaus müssen, so will ich wenigstens mein Geld."

Der Bauer fuhr ein wenig auf, mit dem Widerstand des kleinen Mannes, der gern mit der Faust auf den Tisch schlagen möchte und nur mit dem Knöchel zu klopfen wagt. „Hinaus müssen, Christe? Hast doch du selbst nach dem Tod vom Vater selig gesagt, du willst nicht Bauer sein, sondern in die Stadt gehen. Hättest da bleiben können."

„Als Knecht", höhnte der andere.

„Gleich auf gleich. Brüder sind wir."

„Beim Geld hört die Bruderschaft auf. Den Rest will ich von meinem Anteil. Sind viertausendeinhundertundzwanzig Franken."

Jakob wischte den Schweiß von der Stirne. „Ich zahl dir's schon noch ab."

„Das sagst immer, und dann rückst mit Ach und Weh ein paar Hunderter heraus."

„Vergangenes Jahr die Seuche, dann die Trocken heit..."

„Ich kenn die alten Lieder."

Jakob wies zum Fenster, daran der Regen schlug. „Und jetzt verschwemmt es mir die Äcker. Wirst nicht so hart sein, Bruder. Hab eine Duldsamkeit!"

Christe griff über den Tisch und packte den Bruder an der Jacke. Er schüttelte ihn hin und her. Jakob pendelte wie eine haltlose Puppe. „Eine neue Scheuer hast gebaut, dazu hast Geld gehabt, he?"

„Ich hab' das Vieh nicht im Freien stehen lassen können. Die alte war so morsch, daß sie unter dem Winterschnee zusammengebrochen wäre."

„Du hast Geld", schrie jetzt der andere. „Wo hast es? Vergraben, he? Ich sag' dir, ich grab' alles um und um, bis ich es finde."

„Grab nur", trotzte Jakob jetzt endlich. „Lug nur, was du findest."

„Ich geh zum Gericht", stieß Christe hervor.

Da schwieg Jakob. Er legte die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf. Christe zündete einen neuen Stumpen an. Jakob konnte nicht sehen, daß der Bruder auf ihn und seine Zerschlagenheit niedergrinste. Jetzt hatte er ihn soweit, er, der arme Schreinergeselle, der vertan hatte, was ihm der Bruder bisher ausgezahlt. Unter dem Daumen hatte er ihn wie einen Käfer, den man zerquetschen will. Christian war sehr behaglich zumute. „Hast noch einen Wein?"

Jakob fuhr auf. War alles nur ein Scherz gewesen, wenn der Bruder jetzt Wein begehrte?

„Ich zahl's", sagte Christe protzig.

„Du wirst doch nicht einen Schluck Wein im Elternhaus zahlen!" Er erhob sich und holte die Flasche aus dem Wandschrank. „Schlafen wirst, denk, in deinem alten Zimmer?"

„Ich schlaf im Dorf im Gasthaus", erklärte Christian. „Morgen früh komm' ich noch einmal herauf und hol mir das Geld. Sonst weiß ich meinen Weg."

Da erkannte Jakob, daß alles umsonst war. Stehend trank der Bruder sein Glas aus, den Griff in die Westentasche wiederholte er nicht mehr. Es wäre nichts darin gewesen. Er ging auch nicht ins Gasthaus, sondern wußte tiefer unten eine Heuhütte, in der er sich verkroch. Es war trocken und warm darin, und Christe schlief trotz des knatternden Regens. Er war heute obenauf gewesen, ganz obenauf. Und morgen würde er es noch einmal sein und später, wenn er zu Gericht ginge, schon gar. Seinen Anteil mußte er kriegen und wenn er dem Bruder die letzte Kuh aus dem Stall treiben ließ. Jahrelang war er herumgeschupft worden, von einer Werkstatt zur andern, während der Jakob fest auf dem Hofe saß. Er machte nicht sich selbst einen Vorwurf daraus, weil er ein unzuverlässiger Arbeiter war, sondern dem Bruder, der sich mit zähem Fleiße bemühte, das etwas verwahrloste Anwesen wieder hochzubringen. —

Christian erwachte von einem gewaltigen Lärmen, das aus verstärktem Wasserrauschen und fast ununterbrochenem Donner bestand. Ein fahler Schein von stetig aufeinander folgenden Blitzen erhellte das Grau und ließ den weiter oben stehenden Hof immer wieder gelb aufleuchten.

In dieses Lärmen mengte sich zeitweise ein rollendes, knirschendes Brausen — von den Hängen fuhren Erdschlipfe nieder, überall schon hatten die steilen Äcker und Wiesen braune Narben. Vielleicht war es die Gewalt des Donners, welche die durchweichte Erde auf den haltlosen Sandsteinplatten des Untergrundes in Bewegung setzte wie Erschütterungen der Luft den Schnee des Hochgebirges zur Lawine lösen.

Christe hockte am Rande der Hütte und baumelte mit den Beinen gegen die Holzwand, blickte zum Hofe empor. Er dachte sich aus, was er dem da oben heute sagen wollte. Fest, immer fester die Schraube anziehen.

Er fuhr mit der Hand über die Augen. Träumte er oder narrte ihn eine Luftspiegelung? Haus und Scheune bewegten sich ja, langsam, ruckweise, als stoße sie eine unsichtbare Riesenfaust . . .

So etwas gab es doch nicht!

Christe schrie auf — er wußte nicht, daß im Tal Hunderte von Menschen, die das gleiche sahen, mit ihm zugleich aufschrien. Die Gebäude hoben sich von rückwärts her in die Höhe, als sollten sie umgekippt werden. Am Waldrand der Sonnrüti war ein Riß entstanden, der sich schnell vergrößerte. Es kroch nieder wie ein rötlichbrauner Drache, tat sich auf wie ein riesiger Rachen. Bersten, Splittern und Krachen dröhnten nieder. Eine Staubwolke fuhr gleich einer Flamme zur Höhe. In ihr und den niederstürzenden Erdmassen verschwanden Haus und Scheune. —

Als eine halbe Stunde später die ersten Leute atemlos oben ankamen, sahen sie nur einen breiten lehmigen Strom von Erde, aus dem wenige Balken ragten. Und sahen noch eins: einen Mann mit starr vorquellenden Augen, der mitten in dem Grauen hockte, in der Erde scharrte und immerfort schrie: „Ausgraben tu ich's — mein Geld — mein Geld —"

So hat Christian Balzli noch einige Jahr gescharrt und gegraben im Hof und Garten des Irrenhauses, bis sein Mund still wurde gleich jenen, die längst unten auf dem Dorffriedhof lagen.

Deshalb steht am Rande der Sonnrüti das Kreuz und nennt außer den Namen der sechs, welche die Erdlaue erstickte, auch den Namen dessen, der zu gleicher Zeit starb und dann doch noch fünf Jahre und zwei Monate gelebt hat.



Bunte Chronik



Kugeln, die durch den Körper wandern.

Daß Geschosse von Gewehren oder Pistolen, die sich im Körper eingekapselt haben, und dabei die merkwürdigsten Wanderungen unternehmen, ist bekannt. Manchmal suchen sie sich sogar selbst einen Ausweg. Das hat dieser Tage ein ehemaliger Einunddreißiger erlebt, der im März 1917 in Wolhynien ein russisches Infanteriegeschoß in den Körper erhielt. Über neunzehn Jahre hat er es mit sich herumgetragen. Allmählich ist es immer tiefer gesackt, bis es ihm jetzt buchstäblich in die Hose gefallen ist. Die Austrittsöffnung durch die Haut war kaum der Rede wert und hat den alten Infanteristen nicht weiter gehindert. Ein anderer Fall wird aus Solingen berichtet. Ein Pferdemetzger trug seit dem Kriege ein Geschoß mit sich herum, das jetzt bis unter die Rückenhaut gewandert war. Als er in einer Kneipe davon erzählte, forderten ihn seine Freunde auf, ihnen doch einmal die Stelle zu zeigen. Er tat es und wurde gleich von dem Fremdkörper erlöst, denn der Kneipwirt holte ein Rasiermesser, schnitt die Haut auf, nahm das Geschoß heraus und verklebte die kleine Wunde mit Heftpflaster. Es scheint, daß die Leute im Bergischen Land allerhand vertragen, denn der Metzger überstand die Eisenkartkur ganz ausgezeichnet und dankte seinem „Arzt" mit mehreren Runden.

Zigeunerliebe.

Unter der Anschuldigung, daß er seiner Frau die Nase abgeschnitten habe, erschien vor einem Gericht im ungarischen Komitat Szatmar der Zigeuner Alexander Varga, ein ausgezeichneter Geiger, wo er wegen dieser Untat zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Merkwürdig war bei der Verhandlung aber das Verhalten der Frau, die eine so schwere Mißhandlung erfahren hatte. Die Frau, die heute 30 Jahre alt ist und ihrem Manne elf Kinder geboren hat, erklärte, daß sie ihn noch immer liebe wie an dem Tage, an dem sie ihn kennen lernte, und sie wollte beschwören, daß ihr Mann ihr die Nase auf ihr ausdrückliches Verlangen abgeschnitten hätte. Der Richter, der über diese Aussage natürlich sehr erstaunt war, forderte von der Zigeunerfrau nähere Erklärungen, und da berichtete sie ihm, daß es ihr nicht leicht würde, ihrem Ehemann immer die Treue zu bewahren, und daß sie ihm deshalb eines Tages gesagt habe, er solle sie verstümmeln, damit sie der Versuchung nicht mehr länger ausgesetzt sei. „Schneide mir die Nase ab, Alexander, damit ich dir treu sein kann!" Und Alexander nahm ein Messer und schnitt ihr die Nase mit demselben Gleichmut ab, mit dem er einen Bleistift gespitzt hätte. Die gleiche Aussage hatte die Zigeunerin auch schon bei den ersten Vernehmungen gemacht, aber es scheint doch, als ob die Richter nicht ganz davon überzeugt gewesen wären.

Schwierige Rechtschreibung.

König Friedrich III. und die Königin Luise pflegten sich nicht nur wenn sie allein waren, sondern auch in Gegenwart der Hofgesellschaft zu duzen. Das erregte in den Hofkreisen um so mehr Anstoß, als man zu jener Zeit sich fast ausschließlich der französischen Sprache zu bedienen pflegte und die direkte Anrede „Du" als durchaus unpassend galt.

Eines Tages fühlte sich der Hofmarschall infolge des nicht endenwollenden Hofgeschwätzes veranlaßt, dem König diesbezüglich Vorhaltungen zu machen. Friedrich Wilhelm, der sehr witzig sein konnte, hörte sich die Ausführungen mit anscheinend größtem Interesse an. Dann sagte er lächelnd:

„Mein lieber Hofmarschall, es ist doch etwas Schönes um das „Du"! Sehen Sie, man weiß damit immer gleich, woran man ist. Beim „Sie" dagegen bleibt immer noch die Frage offen, ob es nun groß oder klein geschrieben wird. Wenn ich jetzt zum Beispiel sage, sie hätten solchen Unsinn garnicht erst sagen sollen, dann meine ich damit natürlich unsere albernen Hofschranzen. Denn „Sie" großgeschrieben, Herr Hofmarschall, würden doch solch dummes Zeug bestimmt nicht kolportieren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.